

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 26. Bromberg, den 6. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(31. Fortsetzung.

Als sie zwei Stunden lang durch das Felsenmeer geritten waren, hielten die Führer und forderten sie auf, zu rasten. Noch immer schien die graue Wüste grenzenlos. Doch das Plateau wurde jetzt vielfach durch Schluchten unterbrochen und am Horizont schimmerte eine Kette blauer Berge. Ein dünnes Rinnsal, das zwischen zwei Felsen rann, zeitigte an seinen Rändern einige spärliche Grasbüschel. Eynarson nahm den Pferden die Stange aus dem Maul, so daß sie grasen und saufen konnten. Gudmundson holte die Konservenkiste und packte seine Schätze aus. Weißbrot, Corned-Beef, Lachs in Gelee, Wurst, Sardinen und in Zuckersaft eingekochte Früchte, Äpfel, Ananas, Birnen und Pflaumen. In zwei großen Flaschen war starker Kaffee, der mit eingedickter Schweizermilch gesüßt werden konnte.

Alle aßen mit gutem Appetit, am meisten Minchen, die erklärte, daß es ihr in ihrem Leben noch niemals so gut geschmeckt habe. Der Ritt sei wunderschön gewesen, aber dieses Mittagessen im Freien sei das Allerschönste.

Auch Hedda sagte, daß sie kalte Gerichte mehr liebe, als ein warmes Essen und daß sie am liebsten immer so essen möchte. Doch Frau Enkelmann fand, daß man zwar auf einen Braten verzichten könne, doch niemals auf einen Teller Suppe, der zu einem richtigen Mittagessen gehöre und daß sie bestimmt erwarte, diesen Teller Suppe heute Abend vorzufinden. Sie blickte den Oberlehrer fest an. Wenn sie ihm auch ihre Tochter nicht geben konnte, blieb er doch der Reiseleiter, ihr durch einen Kontrakt verbunden. Seinen Verpflichtungen durfte er sich nicht entziehen. Ordentliche Mahlzeiten hatte er versprochen; das hier war keine Mahlzeit.

Nach einer halben Stunde ging es weiter.

„Wir haben noch zwei bis drei Stunden zu reiten und die Pferde müssen mehrfach rasten. Darum müssen wir jetzt aufbrechen", erklörte Gudmundson. Dr. Heinicke hielt Minchens Pferd und half ihr in den Sattel. Aber Frau Enkelmann durchkreuzte seine Pläne.

„Minchen, Reite jetzt einmal ein wenig mit mir. Du kümmerst dich gar nicht mehr um deine Mutter. Der Herr Doktor wird gewiß auch einmal mit unserem Dietrich reiten wollen."

Dr. Heinicke lächelte. „Gewiß, gnädige Frau! Gerade habe ich dem Herrn Apotheker den nämlichen Vorschlag machen wollen."

Er sprach nicht die Unwahrheit. Jetzt wollte er sich das X, die unbekannte Größe in seiner Gleichung, einmal vornehmen. Eine bessere Gelegenheit zu einer Aussprache konnte er nicht finden.

Hedda und Elterlein ritten schon wieder weit voran. Aber sie waren nicht mehr allein. Gudmundson hatte sich mit dem anderen Führer in die Arbeit geteilt. Er wollte vorn an der Spitze bleiben und führen. Eynarson blieb hinten und trieb die Pferde vor sich her.

Noch eine Stunde führte der Weg durch die steinige Wüste. Noch immer wurde die Gegend rauher, zerklüfteter. Sie war wie versengt von einem Flammenstrom, der vor Jahrtausenden über sie hinweggebraust war und alles Leben für immer vernichtet hatte. Schweigend ritten sie, auf den Weg achtend und ihre Ponys um die Felsen lenkend. Die kleinen Tiere kletterten nicht mehr so gut, als im Anfang und stolperten oft. Die Rast hatte sie nur wenig erquickt, da sie kein Futter gefunden hatten.

Plötzlich klaffte ein Abgrund vor ihnen. Eine Kluft, in die der Weg steil hinab führte. Hedda riß ihr Pferd zurück, daß es bäumte.

Gudmundson lachte. „Die Lady kann die Zügel frei geben. Die Pferde wissen hier Bescheid. Sie stürzen nicht."

Vorsichtig, mit den Vorderbeinen den Boden abtastend, bevor sie fest auftraten, kletterten die Tiere den Abhang hinab.

„Man muß den Oberkörper zurückbiegen, so daß das Schwergewicht nach hinten gelegt wird. Das erleichtert den Pferden die Last. Man muß so wie ich sitzen," sagte Hedda und sah Elterlein an. Sie mochte ihm nicht du zu sagen, da der Führer neben ihnen ritt. Aber auch das Sie wollte nicht über ihre Lippen.

„Man wird die Ratschläge dankend befolgen." Elterlein nickte ihr vergnügt zu. Wie mit einem Zauberschlage hatte sich die Landschaft verändert. Eine heitere, sonnenbeglänzte Ebene lag vor ihnen, ein Tal voll Farbe und Leben. Saftiges Grün bekleidete die Wiesen und aus tausend Kelchen blitzten die weißen gelben und roten Farbensterne kleiner Blüten. Ein großer See blinkte zur Rechten, tief unter ihnen. Noch starrten zur Linken gewaltige Felswände, an denen in Kurven der Weg talwärts führte und auch vor ihnen erhoben sich hohe Felsmassen.

Doch von diesen Felsen stürzten in prächtigen Kaskaden schäumende Gießbäche zu Tal und bahnten sich durch das zerklüftete Gestein ihren Weg zum See.

„Der Thingvellirsee, der größte See von Island," sagte Gudmundson und wies mit seiner Reitpeitsche auf den See, der still lag in einem eigentümlich kalten Glanz.

„Jetzt reiten wir eine Stunde am See entlang; an seinem Südende liegt Thingvellir, wo wir übernachten."

Dr. Heinicke ritt neben dem Apotheker, eine geraume Weile schweigend und überlegend. Dann begann er.

„Herr Overweg. Sie sind Naturwissenschaftler. Oder sind Sie das nicht?"

Der Apotheker machte ein verwundertes Gesicht. Bedurfte diese Frage noch einer Antwort?

„Alle Apotheker sind Naturwissenschaftler. Ihr Studium ist gewissermaßen ein naturwissenschaftliches. Der naturwissenschaftliche Standpunkt ist der einzig richtige im Leben."

„Herr Overweg! Wie wollen Sie als Naturwissenschaftler es verantworten, daß ein junges blühendes Weib einem alternden Manne gesellt wird? Halten Sie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus so etwas für richtig? Glauben Sie, daß die Kinder, die einem solchen Bunde entsprießen kräftige, vollwertige Menschen werden können?"

Der Apotheker schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht. Und das billige ich auch nicht. Es ist gewissermaßen sogar ein großes Unrecht. Jawohl. Das ist es. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus ist es ein Unrecht."

Der Lehrer schaute ihn herausfordernd an. „So also denken Sie. Wie aber wollen Sie es mit einer solchen Anschauung verantworten, ein junges Mädchen zu ehelichen? Wie wollen Sie wagen, ein junges, blühendes Geschöpf, Fräulein Minchen, zu Ihrer Gattin zu machen? Und Sie wollen ein Naturwissenschaftler sein? Fräulein Minchen ist viel zu jung für Sie."

„Wa — wa — was — will — ich?" Overweg war so erschrocken, daß er fast hintenüber gefallen wäre. Gerade, daß er sich noch an der zottigen Mähne seines Pferdchens

festhalten konnte. Aber der Pony riß den Kopf nach vorn, machte einen gewaltigen Satz und — — der Apotheker saß auf der Erde. Er streckte die Beine von sich und griff nach dem Südwester, der ihm ins Genick gerutscht war.

Eine geraume Weile sagte er gar nichts. Dann stand er langsam auf und befühlte seine Knochen. Nein, gebrochen hatte er nichts. Auch aufgeschürft war nichts. Er war überhaupt nicht gestürzt; das Pferd war ihm zwischen den Beinen durchgelaufen und hatte ihn dabei umgerissen.

Dr. Heinicke ritt schneller, um den Ausreißer einzufangen. Die Antwort hatte ihn befriedigt.

„Ich hole Ihnen Ihr Pferd.“ Jetzt wollte er liebenswürdig sein. Doch Overweg war aufgestanden und lief, so gut es der unebene Boden und die langen Stiefel gestatteten, hinter dem Pferde her.

„Steh! du dummes Tier. Steh doch! Ich tu dir doch nichts.“

Doch der Pony lief weiter. Endlich gelang es dem Lehrer, ihn am Zügel zu greifen und festzuhalten, bis der Apotheker heran war. Er wollte ihm auch in den Sattel helfen. Ein Nebenbuhler, der keiner ist, ist ein sympathischer Mensch. Aber der Apotheker lehnte die Hilfe ab. Ein guter Reiter braucht so etwas nicht. Er war schon in Ägypten geritten, auf Mauleseln sogar.

Als sie wieder nebeneinander ritten, nahm der Lehrer das Thema von neuem auf. „Sie wollen also wirklich Fräulein Minchen nicht heiraten?“

Der Apotheker schüttelte den Kopf. „Ich weiß gar nicht, wie Sie auf so etwas kommen. Ich kann doch das kleine Minchen nicht heiraten! Sie ist ja noch ein Kind. Wer hat Ihnen denn das erzählt?“

„Es ist mir erzählt worden.“ Dr. Heinicke wollte Frau Enkelmann nicht bloßstellen. Nun sie doch seine Schwiegermutter wurde. Man kann nicht früh genug beginnen, die Sympathien seiner Schwiegermutter zu erwerben. Wenn er heute diskret blieb, würde sie es ihm einmal danken.

„Wenn es Ihnen gesagt worden ist, dann ist es ein Irrtum oder gewissermaßen ein Mißverständnis. Wie man es nehmen will. Es gibt oft Mißverständnisse im Leben.“

Der Apotheker nahm den Südwester ab. Die Sonne brannte heiß vom Himmel und das Laufen hinter dem Pferde her hatte ihn warm gemacht. Er wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn.

„Ich hätte nie gedacht, daß es hier so heiß sein kann. Wir sind doch nahe dem Polarkreis.“

Der Oberlehrer beeilte sich, einen Irrtum zu berichtigen. „Der Sommer ist überall heiß, am Polarkreis wie am Äquator. Aber die Kraft der Sonne hat in den nördlichen Breiten keine lange Dauer. Auf wenige heiße Sonnentage folgt ein kalter, langer Winter, so daß sich keine Flora zu entwickeln vermag.“

Der Apotheker nickte. „Ja, gewissermaßen ist es so und vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus ist es auch das Natürliche. Aber so heiß braucht es deshalb doch nicht zu sein.“

Er rollte den Südwester zusammen und steckte ihn in die Manteltasche. Der Lehrer warnte. „Sie werden einen Sonnenstich bekommen.“

Overweg schüttelte den Kopf. „Ich bin schon in Ägypten gewesen, mir kann die Sonne nichts tun.“

Er knotete an seinem Taschentuch in jede Ecke einen Knoten. Dann zog er das Taschentuch über den Kopf.

„Das habe ich von den Fellachen gelernt.“

Dr. Heinicke biß sich auf die Lippen. Der lange Apotheker im gelben Ölmantel mit dem Taschentuch auf dem Kopf, von dem die vier Knoten wie Eselohren abstanden, wirkte überwältigend komisch. Aber er wollte nicht lachen. Er fühlte sich schon als ein Familienmitglied und respektierte in Overweg den Senior der Familie.

Elterlein und Hedda ritten wieder allein. Gudmundson hatte seinen Gaul mit der Peitsche bearbeitet, bis er ihn in Galopp gebracht hatte und jagte jetzt die Straßen hinab, bis er vor zwei gewaltigen Felswänden hielt, die rechts und links von der Straße machtvoll aufwuchsen.

Als Elterlein und Hedda herankamen, riß er seine Mütze vom Kopf und zeigte auf die Schlucht.

„Die Allmannagja!“

Er sagte nur diese beiden Worte; aber in ihnen lag der ganze Stolz des Isländers, dem die Allmannagja das Schönste auf der Welt ist.

Lotrecht stiegen aus der Tiefe zwei ungeheure schwarze Felswände auf, wie von Zyklopenhänden getürmt. In einem Abstand von fünfzehn Metern lagen sie ganz parallel nebeneinander und bildeten so eine Schlucht, in der zwei Wagen nebeneinander fahren konnten. Die Schlucht mochte über zehn Kilometer lang sein. Sie war von unbeschreiblicher Schönheit.

Schweigend starrten Elterlein und Hedda auf die gewaltigen Mauern, die ganz glatt, wohl zwanzig Meter hoch und viele Meter dick sein konnten. Furchtbare Naturgewalten offenbarten sich in diesen Riesenwerken. Ungeheure Lavamassen waren, vor Jahrhunderttausenden, aus jetzt längst erloschenen Kratern in die Ebene herab geflossen und hatten den Talkessel ausgefüllt. Bis an die großen Basaltblöcke der Allmannagja hatten sie sich herangeschoben, waren in alle Ritzen und Öffnungen gedrungen, hatten die Felsen überschwemmt und waren erkaltet. Dann hatte sich mählich nach der Mitte zu die dort noch immer feuerflüssige Masse gesenkt und war an den Basaltwänden niedergeglitten, tiefer und tiefer. Die ganze Ebene, die grüne Talsohle, und der Boden des Thingvellirsees bestanden aus erstarrter Lava.

Gudmundson wies mit der Peitsche gen Westen. „Dort drüben liegt eine ähnliche Wand, die Hrafnagja; sie setzt sich aus ebensolchen Felsenwänden zusammen. Aber sie ist etwas kleiner. Durch sie reiten wir morgen. Die Thingvellirebene wird von den beiden Schluchten, der Allmannagja und der Hrafnagja im Osten und im Westen begrenzt; im Norden und Süden begrenzen sie Berge.“

Dann schloß er mit den Worten, die jedem Isländer zu einem Evangelium geworden sind. „Lord Dufferin, ein berühmter englischer Reisender, hat gesagt: Wenn es der Mühe wert ist, das spanische Meer zu durchkreuzen, um des Geysir willen, dann soll man auch eine Reise um die Erde nicht scheuen, um die Allmannagja zu besuchen.“

„Er hat recht gehabt“, sagte Hedda und schmiegte sich an Elterlein.

„Nach Thingvellir zogen einst die Isländer“, fuhr Gudmundson fort, „um hier in der Ebene zu raten und zu taten. Die Schlucht hat daher ihren Namen Allmannagja, das ist die Allmännerschlucht, weil alle Männer hier zusammentrafen, um von hier aus in die Ebene hinab zu reiten. In der Thingvellirebene war es immer wie ein großer Jahrmarkt. Hier wurde getanzt und wurden Turniere abgehalten und in Marktbuden wurde feilgeboten, was das Herz begehrte. Aber hier wurde auch gerichtet. Dort drüben ist der Gesetzesfelsen. Die Menschen hatten viele Händel in jener Zeit.“

„Hier hätten sie beten sollen“, sagte Elterlein. Er war abgestiegen und ging langsam weiter, sein Pferd am Zügel führend. In einer Kirche reitet man nicht. Am liebsten wäre er niedergekniet und hätte gebetet. Hedda und Gudmundson waren seinem Beispiel gefolgt. Hedda fühlte, was in ihm vorging und schritt schweigend neben ihm her. In Gudmundsons ehrlichen Jungenaugen leuchtete der Stolz. Mit diesen beiden hätte er durch ganz Island reiten mögen. Sie verstanden seine Heimat. Still gingen sie und zogen ihre Pferde hinter sich her.

Doch jetzt wurde die Stille unterbrochen. Ein Brausen drang an ihr Ohr. Hedda schaute fragend auf den Führer. „Das Meer?“

Er schüttelte den Kopf. „Die Öxara.“

Schäumend kam es von den Felsenzinnen herab, ein breites, silbernes Band, das sich glänzend vom schwarzen Gestein abhob und in kräftigen Kaskaden gischtig siedend hinab in die Schlucht stürzte, um drunten als ein klares smaragdgrünes Wasser weiter zu eilen.

„In der Öxara wurden einst Ehebrecherinnen und Kindesmörderinnen ertränkt“, sagte Gudmundson, doch Hedda und Elterlein hörten ihn nicht. Sie wollten keine geologischen Erklärungen und historischen Kommentare haben, sie wollten nur sehen und genießen, diese Schönheit in sich hinein trinken in langen, durstigen Zügen.

Tiefer Friede breitete seine Fittiche über die rasengeschmückte Ebene. Noch war es trotz der Abendstunde hell wie am Mittag und der Himmel glühte wie ein goldener Dom. Vor ihnen lag der große silberne See, von steilen Tuffbergen und kahlen, braunen Felsen umrahmt. Ein kleines Pfarrhaus, ein hölzernes Kirchlein standen wie aus einer Spielzeugschachtel hingestellt, an seinem Ufer. Die Zinnen der Hrafnagja, die sich machtvoll aus dem Hintergrunde abhob, glänzten rot in der Abendsonne. Es war ein Bild von ergreifender Schönheit.

Elterlein hielt Hedda im Arm; sie lehnte den Kopf an seine Schulter. So standen sie lange Zeit. Die Zügel entglitten ihren Händen; sie fühlten es nicht. Erst das Trappeln der Pferde riß sie aus ihrer Verzauberung. Gudmundson hatte die drei Pferde zusammen gekoppelt und führte sie quer über die Wiese einem kleinen Holzhause zu, das sie vorher nicht gesehen hatten. Es trug ein großes weißes Schild „Hotel Valhöll“.

„Hotel Valhöll, Grandhotel Valhöll“ buchstabierte Hedda. „Das ist ja noch kleiner als unser Hotel in Reykjavik. Jede Alpenhütte ist größer. Warum nennt man so etwas nicht eine Herberge?“

„Laß den Menschen ihr unschuldiges Vergnügen, Liebste, der Besitzer freut sich darüber. Komm, wir wollen sehen, was es hier zu essen gibt.“

(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues vom Spiegel.

In welcher Zeit der erste Spiegel in Gebrauch genommen wurde, das ist bis heute noch nicht einwandfrei nachgewiesen. In Tutankamens Sarkophag hat man zwar alle möglichen Gegenstände gefunden, aber keinen Spiegel. Wenn man sich zu jener Zeit begucken wollte, so blickte man in klares Wasser, verließ sich im übrigen auf das Urteil der Sklaven. Siehe Heine: „Täglich ging die wunderschöne Königstochter usw." In der Schule hat man gelernt, daß die Phönizier zuerst Glas fabrizierten; rein phönizisches Syndikat mit Sitz in Tyrus und stellvertretenden Direktoren in Marokko und Spanien. Die Römer behalfen sich lange Zeit mit fein polierten Metallstücken, in ähnlicher Form wie die heutigen Handspiegel, die ziemlich gut das Bild der sich beschauenden Person wiedergaben. Die Venetianer werden beschuldigt, zuerst Spiegel verfertigt zu haben. Es war geblasenes Glas, die spiegelnde Fläche nicht übermäßig groß, auch der Rahmen kunstvoll aus Glas gefertigt, Blumen und Gewinde darstellend. Im Mittelalter lieferte Nürnberg, das in lebhafter Geschäftsverbindung mit Italien stand, die Spiegel für die deutschen Schönen. Einige Stücke bewahrt das germanische Museum, auch in Wien sind noch welche zu finden. Größere Spiegel aus gegossenem Glas wurden zuerst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich hergestellt. Merkwürdigerweise hat sich die Fabrik, die „Glaceries de St. Gobain", bis auf den heutigen Tag erhalten und steht heute noch an erster Stelle in Europa. Ludwig der Vierzehnte und verschiedene Aristokraten nahmen lebhaftes Interesse an dem Unternehmen. Die großen Spiegel in der Galerie von Versailles wurden von St. Gobain geliefert.

An den deutschen Höfen wurde damals alles nachgeahmt, was in Paris modern war und so mußte jeder Serenissimus auch ein kleines Versailles mit Wasserkünsten und Spiegelgalerie sein Eigen nennen. In Herrenchiemsee hat sich der unglückliche Ludwig II. eine Spiegelgalerie einbauen lassen. Sie ist ganz ohne künstlerischen Wert, nur bei der Illumination durch 7000 Kerzen (richtige Kerzen, kein elektrisches Licht) wird der mit 6 Mark bezahlte feenhafte Eindruck hervorgezaubert.

Die indischen Fürsten können sich wie alle Orientalen in Pracht- und Glanzentfaltung nicht genug tun. Ein Maharadja hat sich vor einigen zwanzig Jahren einen Spiegelharem (so wird er es wahrscheinlich nennen) eingerichtet. Decken und Wände ganz aus Spiegel, im Fußboden sind Spiegelplatten eingesetzt, sogar alle Teile der großen Betten bestehen aus Spiegel, in Metall gefaßt. Was er dafür bezahlt hat, weiß nur die Londoner Firma, die den ganzen Kitsch geliefert hat.

Im 18. und auch noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts spielte der Spiegel in der Einrichtung des deutschen Bürgerhauses keine große Rolle. Er hatte meistens nur kleines Format, allerdings mit kunstvoll geschnitztem Rahmen. Die Biedermeierzeit brachte verhältnismäßig einfache, ruhige Modelle, deren durchfühlte Form heute noch anspricht. In den achtziger Jahren war ein „Salon" ohne einen Spiegel von 2½ Meter Höhe, in Plüschrahmen eingefaßt, einfach nicht denkbar. Der Salon ist passé, die fein geschlängelten Spiegeleinfassungen des Jugendstils sind in der Versenkung verschwunden und auch der Trumeau mit griechischem Aufsatz ist in der schönen Stube des ruhigen Staatsbürgers nicht mehr modern. Frankreich bleibt immer noch seinem Empire oder auch dem Louis XIV. und XV. treu. In England und Amerika hat der Spiegel seinen Platz über dem Kamin beibehalten, sonst findet man ihn wie bei uns nur noch in den Schlafzimmerschränken, im Boudoir, im Badezimmer und auf dem Korridor. Die amerikanische hall ist gewöhnlich mit einem ziemlich großen, schön ausgestatteten Spiegel versehen, worin man sich gut in voller Größe betrachten kann, während es bei uns von den Damen oft als Mangel empfunden wird, daß der Flurgarderobenspiegel so klein ist. Aus dem Herren- und Speisezimmer ist der Spiegel verbannt. Diese Abneigung der Innenarchitekten gegen den Spiegel wird ja mit der Zeit wieder verschwinden, denn das Glas läßt Räume größer erscheinen und schafft Licht im Zimmer, das sonst vielleicht düster anmutet. Des Abends bei Beleuchtung trägt er viel zur Hebung der Stimmung bei. Wo Licht ist, da ist Freude — und der Spiegel gibt Licht, nur muß er richtig angebracht sein. Man legt ja auch, wenn man größere Gesellschaft hat, die Spiegeluntersätze auf die Tafel und man wird zugeben müssen, daß diese Dekoration, mit Blumen geschmückt, einen fröhlichen Eindruck hervorruft. Früher waren auch die Fensterspiegel, sogenannte Spione, sehr beliebt. Die alte Dame, mit dem Strickstrumpf in der Hand, konnte den Straßenverkehr überblicken, ohne sich von ihrem Sessel zu erheben. Jetzt findet man diese behäbigen Damen und die Fensterspiegel nur noch in den idyllischen holländischen Provinzstädten.

Auch im Weltkrieg hat der Spiegel Verwendung gefunden. Das Periskop des Tauchbootes kann den Spiegel nicht entbehren und in den Schützengräben hat man oft Spiegel nach dem gleichen System angebracht. Ich habe leider nicht gehört, ob man besonders gute Erfahrungen damit gemacht hat.

Noch etwas von der Verwendung des Spiegels zu allen möglichen Tricks. Beim Tanagratheater werden die allerliebsten kleinen lebenden Figuren durch Spiegelung hinter den Kulissen hervorgerufen. Ein netter Trick sind die durchsichtigen Spiegel, auch das gibt es. Sie stehen hinter dem Spiegel und können ungesehen alles beobachten, was in dem anderen Zimmer, sei es Kontor oder Boudoir, vorgeht. Die zu Beobachtenden sehen nur einen Spiegel, an dem gar nichts auffällig ist. Schade, daß das Spielzeug keine große Lebensdauer hat. Eine sehr interessante Vorführung soll das okkulte Spiegelexperiment sein. Das Medium soll imstande sein, die abgeschiedenen Seelen, die einst in den Spiegel hineingesehen haben, klar zu beschreiben und verschiedene Aufklärungen zu erhalten. Der Versuch wird nur in alten Häusern mit dito Spiegeln gemacht.

Ein kleiner Tip soll noch der tüchtigen Hausfrau gegeben werden, wenn der Ankauf eines Spiegels, sei es Wand- oder Schrankspiegel oder Badezimmerspiegel, der ohne Rahmen an der Wand befestigt ist, in Frage kommt. Sie braucht nur buchstäblich auf ihre fachmännischen Kenntnisse zu pochen, d. h. fest auf das Glas zu klopfen. Ein Preisboxer braucht das nicht gerade zu probieren, ein guter Spiegel muß aber einen normalen Faustschlag aushalten. Die Haltbarkeit ist dadurch ohne weiteres gewährleistet. Das dicke Glas wird in großen Tafeln mit mächtigen Apparaten geschliffen und poliert und dann auf die verlangten Spiegelgrößen geschnitten. Sie haben dadurch die Garantie, daß das Möglichste geschehen ist, um ein klares Spiegelbild zu erhalten, und das ist die Hauptsache. Kleine Bläschen oder Streifen beeinträchtigen das Bild nicht. Sie wollen im Spiegel Ihr wahres Aussehen beurteilen können und deshalb ist Grundbedingung, daß er nicht falsch zeigt. Denken Sie nicht gering von ihm, der Spiegel ist ein aufrichtiger Berater und unparteiischer als manche Freundin, und Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung — und Verschönerung. Mk.

Meisterdiebe und ihre Beute.

Von Max Rose.

(Nachdruck verboten.)

Wie in so manchen anderen Dingen ist auch auf dem Gebiet des Verbrechens in Amerika alles großzügiger als bei uns auf dem Kontinent. In der Quantität wie in der Qualität sind die Herren von der kriminellen Fakultät jenseits ihren Kollegen diesseits des großen Teiches über. Einen Meisterdieb wie Gerry Chapman dürfte der Kontinent auch unter den sogenannten „internationalen" Dieben nicht aufzuweisen haben. Einen Chapman, der bei einem nur mit Hilfe von zwei Komplizen ausgeführten Postraub 1 600 000 Dollar erbeutete, können die europäischen Länder nicht aufweisen. Seine Berühmtheit hat Chapman nicht allein seinen großen Raubzügen, sondern auch seiner Geschicklichkeit als Ausbrecher zu danken. Er ist der Schrecken aller Detektive, denn seine Fähigkeit, mit zwei Revolvern zu gleicher Zeit zu arbeiten, war in ganz Amerika beinahe sprichwörtlich. Chapman führte in seiner „freien" Zeit nicht nur das Leben eines Grandseigneurs, bewohnte nicht nur eine mit solidem Luxus eingerichtete Etagenwohnung, sondern er verfügte auch über eine stattliche Bibliothek, die von dem kultivierten Geschmack ihres Besitzers zeugte.

Als einige Jahre vor dem Kriege ein Postraub in Berlin ausgeführt wurde, bei dem den Räubern 600 000 Mark in barem Gelde und Wertpapieren in die Hände fielen, da schrieben die Zeitungen: „Man hat es hier mit einem der größten Postdiebstähle zu tun, die jemals in Deutschland verübt worden sind und man staunt über die Einfachheit des verbrecherischen Planes und über die Raschheit und Kühnheit, mit der er ausgeführt wurde".

Ehrungen von Verbrechern anläßlich ihrer Beerdigung durch ihre Zunftgenossen sind natürlich nicht selten. Vorgänge, wie sie sich aber in Chicago bei der Beerdigung des „Königs der Verbrecher" Dan O'Bannion abspielten, erscheinen uns doch etwas ungewöhnlich. Der Tod des Verbrechers war eine Sensation für Chicago. Die Welt hatte einen „Helden" verloren. Sein Leichenbegängnis vollzog sich unter allen Zeichen äußerlicher Teilnahme. Die Leiche wurde öffentlich aufgebahrt, sie ruhte in einem Prunksarge, der 2000 Dollar gekostet hatte. Eine große Menge von Bewunderern defilierte vor dem Sarge. Als die Leiche nach dem Friedhof gefahren wurde, folgte ihr ein Zug von vielen Dutzend glänzenden Luxusautos, in dem die „Elite" der Chicagoer Verbrecherwelt ihrem „Könige" das letzte Geleit

gab. Ein künstlerisch hervorragendes Orchester spielte Trauermärsche.

Verfügt der Kontinent auch nicht über Verbrechergrößen wie Amerika, so zeigt die europäische Verbrechenschronik doch, daß unsere „Meisterdiebe“ ansehnliche Beute zu machen wissen. So gelang es einem Meister der Zunft der Taschendiebe durch einen einzigen Griff 1000 000 Lire einem Deputierten in Mailand zu entwenden und mit der Beute zu entkommen.

Eine Kavalierbande internationaler Hoteldiebe, die ganz Europa unsicher gemacht und förmlich Diebestourneen durch die Weltbäder und Kurorte, meist in eigenem Auto, gelegentlich sogar im Flugzeug unternommen hat, konnte in Zürich festgenommen werden. Einem ungarischen Großindustriellen hatte die Bande Schmuck im Werte von einer Million abgenommen. In Lausanne war ihnen Schmuck und ein Kreditbrief über 30 000 Franken, in Montreux wertvolle Juwelen einer Amerikanerin, in Vichy Perlen und Brillanten im Wert von über 100 000 Franken, in Reauville Juwelen eines Advokaten von unermeßlichem Wert, in Biarritz eine riesige Valutensammlung in die Hände gefallen.

Ein internationaler Hoteldieb, der Deutsch-Amerikaner Josef Novak, der jahrelang zum Schrecken der Hotelbesitzer in der ganzen Welt Diebstähle besonders von Preziosen von ungeheurem Wert begangen hatte und auf dessen Ergreifung allein 25 000 Mark Belohnungen ausgesetzt waren, konnte endlich in Brüssel festgenommen werden. In einem einzigen Falle erbeutete er Schmucksachen im Werte von 400 000 Mark.

Einem Berliner Bankdieb waren bei einem mit großem Raffinement ausgeführten Diebstahl 280 000 Mark in bar in die Hände gefallen. Nach langen Nachforschungen war es gelungen, ihn in Kanada ausfindig zu machen und festzunehmen, bevor er alle seine „Depots“ abgehoben hatte.

Eine internationale Diebesgesellschaft, an deren Spitze ein in Lichtenberg in Bayern geborener Graf Maximilian Montgelas stand und die mit riesigen Erfolgen arbeitete, konnte in Paris unschädlich gemacht werden in dem Augenblick, als sie mit einem Koffer, der für 600 000 Franken Edelsteine barg, verschwinden wollte.

Ein Hochstaplergenie wurde in Berlin in der Person eines, altem Adel entstammenden Barons Hans von Beskow verhaftet. Ehemaliger Offizier, hatte er sein Erbe verpraßt und sich auf Hochstapeleien verlegt. Summen von 20 und 30 000 Mark erschwindelte er in zahlreichen Fällen. Gelegentlich einer Reise nach Italien nahm er einer Dame 120 000 Lire ab. Ein tolles Stück leistete er sich durch den „Ankauf“ eines Schlosses, das einer Familie in München gehörte. Auf den Kaufpreis von 265 000 Mark hatte er eine Anzahlung von 5000 Mark geleistet, den Schloßherrn aber bei nächster Gelegenheit um 10 000 Mark angepumpt, so daß er noch 5000 Mark verdient hatte. Als Schloßherr, der den Kaufpreis schuldig geblieben war, hatte er von seinen Nachbarn annähernd 1 Million Mark erschwindelt.

Das Bockbier.

Über die Entstehung und Namengebung des Bockbiers ist schon außerordentlich viel berichtet worden. Nach einer alten Sage, die in ein poetisches Gewand gekleidet ist, soll das Bockbier auf folgende Weise entstanden sein: Als einst der Kurfürst Maximilian von Bayern mit dem Herzog von Braunschweig auf einem Schlosse des braunschweigischen Herzogs ein Fest feierte, behauptete der bayerische Kurfürst, die braunschweigische Mumme sei nur schales Zeug, dagegen sei das bayerische Bier ein Getränk, mit dem sich kein anderes vergleichen lasse. Nun gingen die beiden Fürsten eine Wette ein, welches Bier besser sei, das Braunschweiger oder das bayerische. In der alten Sage heißt es:

„Verzeiht, Herr Vetter“, fiel der Herzog ein,
„Ihr müßt durch dies Getränk im Irrtum sein;
Nie hörte ich die Münchner Biere loben,
Nie tadeln dieser Mumme kräftig Toben,
Was Ihr da ekel nennt, und dünn und schal,
Ist Euer Zeug! — O, wär' hier ein Pokal,
Den's wahrlich schädet, — Münchner gleich zur Stelle,
Ihr haltet Pfützenschlamm für reine Quelle,
So faulicht, bitter schmeckt der Bayern Bier,
Doch Göttertrank ist uns're Mumme hier.“

Darauf sagte der Kurfürst:

„Still, Vetter, still mit Eurem zorn'gen Schrei'n,
Wir wollen nicht wie Brauer uns entzwei'n,
Doch bleibt's dabei: der Bayern Bier ist stark,
Erfrischt das Herz und stärket Bein und Mark,
Auch daß es kräft'ger als da Eure Mumme,
Geht eine Wette ein, nennt eine Summe,
Bestimmt die Weise dann! — Hier diese Herrn,
Sie sind dabei, ich weiß, sie zechen gern.“

Der bayerische Kurfürst wollte ein besonders gutes Bier brauen lassen, aber alle Brauer versagten, bis endlich ein Klosterbrauer hervortrat, der sich mit den Worten einführte:

„Wenn Eure Durchlaucht schenken mir Vertrauen,
Will ich ein köstlich starkes Bierlein brauen,
Ein Bierlein, so, bei meiner armen Seel',
Daß eine Kanne spült die Sinne fehl.“

Als dann der Tag der Wette herangekommen war, begann das Zechen. Wie verabredet, mußte der Kurfürst Mumme trinken, der Herzog aber das Getränk des bayerischen Kurfürsten. Dieser brachte es auch noch fertig auf einem Bein stehend, den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen, den braunschweigischen Herzog aber hatte das bayerische Bier so stark bezecht gemacht, daß er hinstürzte. Nun wollte der Herzog aber durchaus nicht zugeben, daß ihn das bayerische Bier zu Fall gebracht habe, sondern er behauptete, ein Bock habe ihn gestoßen. So erhielt dieses Bier den Namen Bockbier. A. M.



* **Wie man's macht.** „Bildhauerei ist doch sehr leicht?“, fragte eine junge Dame auf einer Skulpturenausstellung. „Sehr, sehr leicht,“ sagte ein Bildhauer, „und sehr, sehr einfach. Sie nehmen einen Marmorblock und Hammer und Meißel, und dann schlagen Sie allen Marmor weg, den Sie nicht brauchen.“

*

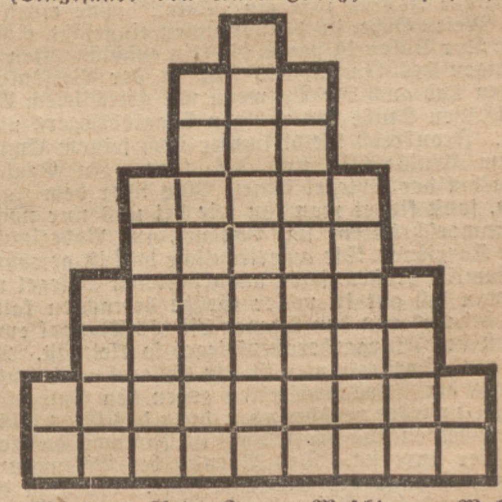
* **Ein rücksichtsvoller Schuldner.** „. . . . Was seh ich? Bei der Menge deiner Schulden trinkst du hier ganz öffentlich sogar Sekt?!“ — „Gewiß — das bin ich ja meinen Gläubigern schuldig!“ — „Wieso?“ — „Nun, soll die Welt etwa glauben, deren Mittel erlauben mir das nicht?!“

*

* **Zeitbestimmung.** Der kleine Franz konnte wegen Halsschmerzen eine Woche lang die Schule nicht besuchen. Als er das erstemal wiederkommt, bemerkt der Geschichtsprofessor: „Also da bist du ja wieder. Du wirst viel nachzuholen haben; wie lange warst du denn krank?“ Der Franzl: „Seit dem 30jährigen Kriege, Herr Professor!“

Rätsel-Ecke

Pyramidenrätsel.
(Eingesandt von Kurt Jabczynski-Posen.)



Die Wörter: Art, Iren, Maschinen, Wal, Halle, Triumph, Emden, Fisch, Matrose sowie der Buchstabe K, sind in beigefügter Figur unterzubringen, und zwar so, daß jede wagerechte Reihe eins, nur die letzte Reihe zwei der Wörter nennt. Ist die Zusammenstellung richtig, so nennt die mittelste senkrechte Linie eine süddeutsche Stadt, die auch als Schiffsname bekannt geworden ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.